



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Lie, Bernt: Im Kampf gegen die Übermacht : Roman : Übersetzung von
Mathilde Mann

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



6)

Im Kampf gegen die Übermacht

Roman von Bernt Lie

Berechtigte Übersetzung von Mathilde Mann

Er ward zum erstenmal so ärgerlich, daß er sie stehen ließ. Er machte Kehrt und ging nach Hause, geradewegs in seine Studierstube.

Beim Abendbrot war er stumm und begab sich gleich wieder auf sein Zimmer hinauf. In erregten Gedanken wanderte er dort auf und nieder. Allen Ernstes faßte er den Entschluß, sein Verhältnis zu Jungfer Thorborg sonnenklar zu legen, sich offen und ehrlich loszusagen von all ihrem Leichtsinn und ihren frivolen Anschauungen über die ernstesten Dinge im Leben, — die anzuhören und sogar scheinbar zu billigen er sich aus Feigheit und Schläffheit hatte verlocken lassen . . .

Zur Schlafenszeit hörte er sie in ihre Kammer kommen. Er setzte sich hin, nahm Feder und Tinte und fing an, niederzuschreiben — so wie eine Predigt —, was er ihr sagen wollte. Es war das Wichtigste, sich von vornherein klar darüber zu sein, denn es war nicht leicht, mit ihr zu diskutieren. Vielleicht würde es geraten sein, ihr das Ganze als Brief zukommen zu lassen; er konnte ihn für sie hinterlassen, wenn er morgen nach Sandövävar fuhr . . .

Da knarrte — in der nächtlichen Stille — seine Stubentür. Er zuckte zusammen, so daß sich die Kopfhaut unter den Haarwurzeln schrumpfte.

Thorborg steckte den Kopf herein.

„Erlauben Sie?“

Er erhob sich und ging ihr entgegen — ganz verwirrt . . .

„Liebe Jungfer — bitte schön . . .“

Sie glitt hastig und lautlos an ihm vorüber und setzte sich in den Lehnstuhl am Tisch. Sie war in einen Radmantel gehüllt, den sie unter dem Kinn zusammenhielt.

„Ich finde keine Ruhe, ehe ich Ihnen eins gesagt habe,“ begann sie flehentlich. „Ich will Sie auch nicht lange stören.“

Er setzte sich ihr gegenüber an den Tisch.

„Wenn Sie etwas auf dem Herzen haben, Jungfer Thorborg, so wissen Sie ja, daß ich Sie gern anhöre!“

Sie saß eine Weile schweigend da, mit geschlossenen Augen. Endlich sah sie zu ihm auf und flüsterte:

„Hat Ihnen irgend jemand erzählt, wer ich bin?“

„Wer — Sie — sind?“

„Was für eine Art Mensch ich bin — meiner Geburt nach?“

„Soweit ich mich entsinnen kann, hat mir niemand etwas über Sie erzählt,“ sagte er in höchster Verwunderung.

„Ach nein, dann würden Sie nicht so zu mir gesprochen haben, wie Sie es taten . . . Das konnte ich mir ja denken. Aber ich mußte Sie doch danach fragen.“

Sie richtete sich im Stuhl auf und sagte gedämpft, aber stark:

„Ich bin das, was man mit einer schonenden Bezeichnung ein Kind der Liebe nennt, Herr Pastor. Meine Mutter, Karen Steenbuk, ist niemals verheiratet gewesen. Ich habe meinen Fuß nicht über die Schwelle hier in Storslet gesetzt, ehe meine Großmutter, die alte Madame Steenbuk, tot und begraben war. Denn sie urteilte ebenso wie Sie, und ihre Tochter, meine Mutter, führte ein elendes Leben draußen in den Schären bei einer Fischerfamilie, bis zu ihrer Todesstunde verflucht von der eigenen Mutter . . .“

Das Weinen überwältigte sie auf einmal, so daß sie innehalten mußte.

Sören Römer hatte sich erhoben. Er ging auf sie zu, unschlüssig, unglücklich . . .

„Liebe Jungfer Thorborg.“ sagte er, „dies — ich ahnte ja nichts davon . . .“

Er ergriff ihre Hand, die aus dem Mantel hervorguckte, und streichelte sie sanft.

„Ich wollte nur, daß Sie mir verzeihen möchten, daß ich heute so heftig und abscheulich gegen Sie war,“ sagte sie, ohne aufzusehen.

„Ich bin ein Tor gewesen und habe Ihnen Schmerz bereitet durch meine unüberlegte Rede. So kurzichtig sind wir Menschen, so wenig vorsichtig mit unsern Worten und unsern Urteilen. Ich kann Sie nicht genug aus meinem innersten Herzen bitten, mir zu verzeihen!“

Er ließ ihre Hand sinken und setzte sich wieder in seinen Stuhl.

„Ich bin weit davon entfernt — das müssen Sie wissen — eine Frau zu verurteilen — ohne Kenntniß zu haben von . . . ja — und doch noch viel weniger Sie, das unglückliche Kind . . .“

Er suchte nach Worten und tastete weiter.

Und Thorborg hob ihre dunklen Augen zu ihm empor, während er in seiner großen Anstrengung dasaß. Und allmählich steigerte sich der Glanz in ihrem Blick, in dem noch die Tränen blitzten. Als er schwieg und sie ansah, mußte er seine Augen vor dem Feuer in den ihren niederschlagen.

Es folgte ein langes Schweigen.

Da schauerte sie zusammen, als friere sie, hüllte sich fest in den Mantel und stand auf.

„Ja, — dann sind Sie also nicht mehr böse auf mich?“

„Ach — ich muß ja um Verzeihung bitten,“ sagte er, indem er sich erhob.

Noch eine Weile blieb sie vor ihm stehen. Dann ging sie langsam auf die Tür zu. Hier wandte sie sich um und lächelte ihm zu. Und blieb stehen.

„Ja — dann — ist da also nichts weiter . . .“

„Sie sind nicht böse auf mich, Jungfer?“

„Ich? — Sehe ich so aus, als wenn ich böse auf Sie wäre?“ fragte sie mit einer gedämpften Heiterkeit. Sie stand noch immer da. Und ihre Augen flammten.

„Nun, dann gute Nacht, Herr Pastor!“ sagte sie auf einmal und verschwand mit einem kurzen Auflachen durch die Tür . . .

In der Frühe des nächsten Morgens fuhr er mit einem Boot nach Sandövärr hinaus. Und während der langen Fahrt schweiften seine Gedanken wieder und wieder von dem Predigttext des morgenden Tages zu der nächtlichen Unterhaltung ab.

Und ein eigentümlicher Zufall wollte es, daß, als er am Abend allein mit Madame Dankert in dem Wohnzimmer in Sandövärr saß — Herr Dankert selbst und seine Söhne waren von der großen Sonnabend-Geschäftigkeit in Kontor und

Laden in Anspruch genommen — sie gerade das Gespräch auf Jungfer Thorborg hinführte.

Sie fing ganz freundlich und vorsichtig an. Lobte Thorborgs Tüchtigkeit, die dem Schwager und der Schwägerin auf Storslet sehr zustatten komme. Es sei ja keine Tochter dort im Hause! Aber auf der andern Seite sei es ja arg genug, daß sie den ältesten Sohn von Hause fernhalte . . . Also das wußte der Herr Pastor nicht? Ja, so verhielt es sich in der Tat. Der junge Kornelius Steenbuk war um Thorborgs willen aus seinem Elternhause geflohen — ja, so konnte man es wohl bezeichnen. Sie habe ihn ganz behert, — ja, der Herr Pfarrer habe auch wohl schon beachtet, wie sie hinter einem Mann her sein könne . . . Und selbstredend wollte Herr Willatz seinen Sohn nicht mit so einer wie Thorborg verheiratet sehen, — es gebe doch auch eine Grenze für Güte und Gutmütigkeit . . . Warum nicht mit Thorborg? Wußte denn der Herr Pastor nicht . . ., daß sie der Kummer und die Schande der Familie war? Daß ihre Mutter, Karen Steenbuk, sie in unehelichem Stande geboren habe, — daß Thorborg mit andern Worten ein uneheliches Kind war? Karen Steenbuks unseliger Sündenfall hatte Unglück genug zur Folge gehabt! Der Vater war ein ganz gewöhnlicher Finnländer, der zufällig nach Storslet kam und einen Winter dort blieb, weil er sich dort nützlich machen konnte, geschickt, wie er war, als Uhrmacher, Klavierstimmer und alles mögliche andre. Eigentlich war er Kunstschmied und hatte als Gesell in den deutschen Landen gewandert. Johan Bayabo hieß er. Und ein schöner Bursche war er, das ließ sich nicht leugnen. Von diesem Menschen ließ Karen Steenbuk sich in ihrer Jugend und Torheit verführen.

Aber das konnte man getrost sagen, seit jener Zeit hatte es ein Ende mit dem Glück und der Zufriedenheit auf Storslet. Als die alte Madame Steenbuk ungefähr gleichzeitig mit Karen starb, hätte ja alles wieder gut werden können. Aber da beredete Madame Willatz ihren Mann, die Dummheit zu begehen und das Kind zu sich ins Haus zu nehmen. Ohne auf die Ratsschläge verständiger Leute zu achten, die sie vor dem Blute warnten, aus dem das Kind entsprossen war. Natürlich gab es auch Leute genug, die Willatz und seine Frau in hohen Tönen priesen, weil sie das Kind zu sich nahmen. Aber das weiß ja ein jeder: der Apfel fällt nicht weit vom Stamm. Und in Storslet hatten sie sich selbst eine Kute gebunden. Kornelius weilte in der Fremde, und Thorberg trieb ihr Unwesen, so daß es für Christenmenschen eine Schande anzusehen war . . .

Und indem sie einen dicken Strich unter ihre Worte setzte, schloß Madame Dankert und rollte ihren Strickstrumpf zusammen:

„Ich hielt es für meine Pflicht, Herr Pastor, Ihnen dies zu sagen, — da man es auf Storslet für passend befunden hat, die Sache mit Stillschweigen zu übergehen. Es ist schon soviel Trauriges und Verkehrtes zwischen Menschen passiert, was sehr wohl hätte vermieden werden können, wenn einem nur jemand zur rechten Zeit redlich Bescheid gesagt hätte! — — — — —“

Auf dem Heimwege lag er im Achtersteven des Bootes unter der warmen Felldecke und schämte sich.

Wort für Wort rief er sich in der Erinnerung Madame Dankerts lange Rede zurück. Wort für Wort schnitt ihm in das Gewissen ein, daß er ihr nicht widersprochen hatte — ihr nicht das Berwerfliche und Sündhafte vorgehalten hatte, dessen sie sich schuldig machte, indem sie auf diese Weise schlecht von ihren Nächsten sprach!

Und doch hatte ihm Thorborg selbst ein offnes Geständnis darüber abgelegt, wie es mit ihrer Herkunft beschaffen war! Er, der vor allen andern Herrn Willag und seine Frau bewunderte und pries, weil sie das Vergehen der Schwester mit Verzeihung und Versöhnung verdeckt hatten . . .!

Er schämte sich. Und er dachte daran, wie ihn Thorborg wieder und wieder ermuntert hatte, ein Mann zu sein, mutig und furchtlos — ein Geistlicher, der die Zuchtrute des Herrn über Boshaftigkeit und Verleumdung schwang . . .

Er hatte das arme junge Mädchen verraten, das einen so preisgegebenen Platz unter ihren Mitmenschen und ihren Verwandten einnahm. Jetzt war ihm Gelegenheit gegeben, ihre Sache zu vertreten, ihr alle ihre treue Hilfe, alle ihre nützlichen Ratschläge zu vergelten . . . und er hatte es aus Feigheit versäumt.

Sie hatte recht: Er war kein mutiger Mann, kein furchtloser Diener des Herrn. Sie zu tadeln und ihr Vorwürfe zu machen, ihr, dem wehrlosen jungen Mädchen, — ja, dazu hatte er den Mut.

Während der Tage, die nun folgten, war die ganze Familie auf Storslet in heller Bewunderung über den Pfarrer. Es war, als habe er eine Schale abgeworfen; er war mittheilnehmend und munter wie nie zuvor, bemühte sich mit Eifer um das Wohlwollen und die Freundschaft jedes einzelnen, — ja, es war, als wolle er bei ihnen allen den Gedanken auslöschen, daß er sich unter ihnen nicht wohl fühlte.

Er besuchte Herrn Willag auf dem Kontor und fragte ihn in vielen Dingen um Rat, und zwar mit einem Vertrauen, wie er es ihm früher nicht gezeigt hatte. Des Nachmittags blieb er lange im Wohnzimmer sitzen und plauderte mit den Frauen, und des Abends las er vor, während Herr Willag seine Pfeife rauchte und die Damen mit ihrer Handarbeit dasaßen.

Mit Thorborg machte er lange Spaziergänge, wenn es sich so traf.

Auf diesen Wanderungen wurde nie mit einem Worte erwähnt, was sie ihm in jener Nacht über sich selbst anvertraut hatte. Aber sein Benehmen ihr gegenüber war so warm und so milde, daß sie sehr wohl seinen innigen Wunsch verstand, die Erinnerung bei ihr an das auszulöschen, wodurch er sie früher gekränkt und verletzt hatte.

Trotz und Härte schmolzen in Thorborg, und ihre Unterhaltungen waren friedlich und freundschaftlich, ohne Streit — in Ernst und in heiterem Scherz.

Und doch glaubte er zuweilen eine gewisse Unruhe und Verstimmtheit bei ihr zu bemerken. Es war oft, als wolle sie mit etwas herausplätzen; aber sie schwieg oder sprach von etwas anderm . . . Es war wohl nichts, was ihn selbst betraf; denn sie gab ihm unvorbehalten ihre Freude und ihre Dankbarkeit zu erkennen, wie sie auch darüber scherzte und lachte, daß er ja anfangs „Mensch zu werden“!

Er erhielt ein Schreiben von dem Bischof mit einer Reihe von Fragen über die Ordnung des Schulwesens in seiner Gemeinde. Diese Fragen waren zum Teil so geformt, daß sie ihn zwangen, in seiner Antwort seine theologische Stellung zu gewissen Streitfragen innerhalb der Kirche zu bekennen. Und er ergriff die Gelegenheit mit Freuden; denn vom ersten Augenblick an hatte er sein Verhältnis zu dem Bischof als unwahr und ohne Klarheit empfunden, da er keine Gelegenheit gehabt hatte, sich in irgendeiner Form offen als den ausgesprochenen Gegner Seiner Hochwürden in wesentlichen Punkten des Glaubens und der Lehre zu erklären.

Wie das seine Gewohnheit war, sprach er sich Jungfer Thorborg gegenüber auf ihrem Abendspaziergang hierüber aus.

Er verbreitete sich über die streitenden Richtungen, über den Unterschied in der Grundanschauung zwischen dem Bischof und ihm.

Erst als sie sich dem Gehöft auf dem Rückwege wieder näherten, wurde er aufmerksam darauf, daß sie ihm nicht recht folgte. Unruhig und geistesabwesend ging sie neben ihm her.

„Ich bin kein galanter Cavalier für Sie,“ lächelte er. „Ich hätte mir ja denken können, daß diese Sachen Sie nur wenig zu interessieren vermögen!“

„Nein, nein! Sagen Sie das nicht! Ich höre ja so gern . . . Sie wissen doch, wie dankbar ich für alles bin, was mich unwissendes Frauenzimmer zu lehren Sie die Güte haben . . .“

An diesem Abend blieb er noch lange auf seinem Zimmer sitzen. Er arbeitete einen Entwurf zu dem Brief an den Bischof aus. Stundenlang wanderte er in Gedanken versunken im Zimmer auf und nieder; setzte sich hin und schrieb, stand wieder auf und wanderte.

Und es war bereits über Mitternacht.

Er saß über eine viel umstrittene Stelle bei Paulus gebeugt, als ein leises Pochen an seiner Tür hörbar wurde.

Geräuschlos stand er auf, ging hin und öffnete.

Draußen stand Jungfer Thorborg, wie in jener Nacht neulich in ihren Mantel gehüllt. Sie sah ihn fragend an. Und als er lächelte, glitt sie hinein. Wie das erstemal nahm sie in dem großen Lehnstuhl Platz.

„Ich höre Sie hier drinnen gehen und denken. Und da dachte und dachte ich mit. Und nun komme ich, um Ihnen zu sagen, daß Sie ein Ende machen und zu Bett gehen sollen. Es ist nicht gut für einen Menschen, so bis tief in die Nacht hinein wach zu sein.“ Sie sprach in flüsterndem Ton und sah ihn mit mütterlicher Miene an.

„Es tut mir leid, daß ich Sie wach gehalten habe . . .“

„Das braucht Ihnen nicht, leid zu tun — es ist nur, daß, solange ich Sie höre und weiß, daß Sie grübeln und denken — da denke auch ich . . . daß ich hineingehen und Sie ansehen muß . . .“

„Die friedlichen nächtlichen Stunden sind so gut für die Gedanken!“ sagte er. Er stand vor ihr am Tische.

„Ja — für den, der nur gute Gedanken hat!“ sagte sie.

Nach einem kurzen Schweigen sah er sie an:

„In der letzten Zeit bedrückt Ihren Sinn etwas!“

„Ja!“ sagte sie und senkte den Kopf. Dann sah sie wieder auf und sagte:

„Es hat doch jemand häßlich von mir zu Ihnen geredet, Herr Pastor!“

„Wie kommen Sie nur darauf?“ fragte er und errötete.

Sie beugte sich vor und lächelte.

„Ja,“ sagte sie, „weil Sie so von Herzen gut und freundlich gegen mich sind!“

„Ich verstehe wirklich nicht, daß das . . .“

„Aber ich verstehe es, Herr Pastor. Irgend jemand hat mit häßlichen Worten von mir zu Ihnen geredet. Und ich kann mir auch denken, wer es gewesen ist. Draußen bei Oheim Dankerts hat man Ihnen von der sündhaften Schwester Karen erzählt — und von der tollen Thorborg . . .“

„Sie können mir glauben, Jungfer Thorborg, daß ich mein Ohr und mein Herz nicht mit Klatsch und Verleumdungen fülle.“

„Haben Sie Dank! Das habe ich auch gemerkt.“

Er setzte sich, und nun schwiegen sie beide lange.

„Herr Pastor!“ sagte sie endlich, ohne ihn anzusehen, „wie würde Ihre Mutter über — über meine Mutter geurteilt haben?“

„Es verwundert mich sehr, daß Sie mich danach fragen,“ sagte er, „denn seit jener Nacht, als Sie mir von Ihrer unglücklichen Mutter erzählten, habe ich so viel wie nie zuvor über diese Dinge nachgedacht, von denen Sie und ich in der letzten Zeit so viel gesprochen haben. Und ich habe mir ganz dieselbe Frage gestellt: Wie würde meine Mutter geurteilt haben?“

Er hielt einen Augenblick inne. Dann fuhr er fort:

„Und meine Mutter hat mir geantwortet. So wie sie immer antwortet: Indem sie mich auf das Wort des Herrn verweist: ‚Wer viel geliebt hat, dem wird viel vergeben werden,‘ sagt der Herr.“

In der tiefen Stille saß sie da und sah ihn an. Die Lichter im Kandelaber schimmerten in ihren großen Augen.

Er stand leise auf und begann vor ihr auf dem Teppich auf und nieder zu gehen.

„Ich schulde Ihnen so viel, Jungfer Thorborg. Ich schulde Ihnen jetzt in den letzten Tagen auch dies, daß Sie mich dahin gebracht haben, diese Frage eingehender zu erwägen, als ich es bisher getan habe. Und meine Augen sind für große und wichtige Dinge unter den Menschen geöffnet worden, die zu kennen eines Geistlichen und Seelsorgers Pflicht ist. Weit entfernt, daß Sie und ich in diesem Punkt einig sind. Sie haben Ihrerseits eine viel zu lose und oberflächliche Auffassung. Aber ich gestehe, daß ich in der Finsternis tappte, daß ich sprach wie ein Blindler. Ich habe in dem Wort des Herrn gelesen. Und da ist ein wunderbarlich Ding zu sehen: Es scheint, als habe der Meister einen außerordentlich freundlichen Blick, eine besondere Verzeihung für die Liebe unter den Menschen, selbst wo sie sündigt. Mit ganz neuen Augen las ich jetzt die schöne Erzählung von der Frau, die beim Ehebruch ertappt war und die von den Pharisäern zu ihm geführt wurde. Und er sagte zu ihnen: ‚Wer von euch ohne Fehl ist, der werfe den ersten Stein auf sie!‘ Und er schwieg und beugte sich nieder und schrieb in den Sand. Und sie schlichen davon, einer nach dem andern. ‚Von dem Ältesten bis zu dem Jüngsten,‘ steht da. Und als er wieder aufsaß, war er allein mit dem Weibe. ‚Hat dich niemand gerichtet?‘ fragte er. Und sie antwortete: ‚Niemand, Herr!‘ Da sagte Jesus: ‚Auch ich richte dich nicht. Gehe hin und sündige hinfort nicht mehr!‘“

Sören Römer schwieg. Seine Schritte klangen gedämpft auf dem weichen Teppich.

„Er, der Kleinste, der Erhabenste,“ sagte er endlich wieder, „aber dessen Gottesauge aufgetan war für alles Wesen der Sünde — er richtete nicht. Und ich beuge mein Haupt und erkenne, daß sich hier eine Gerechtigkeit offenbart, die über meinen Verstand geht. Alle Liebe stammt von Gott. Daher kann Gott sie wohl nicht verurteilen. Selbst wenn sie uns zur Sünde wider seine Gebote verleitet. Die Macht der Liebe über die Menschen ist gewaltig. Und die Menschen sind gebrechlich und schwach. Sie waren mir gegenüber im Recht, Jungfer, als Sie mir sagten, ich könne nicht richten, da ich selber die Liebe nicht kenne. Vielleicht kommt sie auch einmal zu mir. Und da werde ich klüger werden.“

Er schwieg wieder und ging lange auf und nieder. Dann blieb er stehen und sah sie lächelnd an:

„Aber es ist schon spät in der Nacht —!“

Er sah nach seiner Uhr.

Thorborg zuckte zusammen, als sei sie aus einem Traum erwacht. Sie erhob sich und ging langsam auf die Tür zu.

„Gute Nacht!“ rief er ihr nach.

Sie wandte sich um. Dann trat sie einen Schritt vor und breitete die beiden nackten Arme aus; der Mantel fiel herab; über die Schulter glitt das Hemd herab und entblökte ihren Hals und die eine Brust. Hochaufgerichtet mit strahlenden Augen stand sie ihm gegenüber.

„Küß' mich!“ flüsterte sie.

Sören Römer schwankte hintenüber. Das Blut strömte ihm zu Kopf, er wollte sprechen, aber seine Kehle war wie zusammengeschnürt. Eine Sekunde starrte er sie an, dann wandte er sich ab und streckte beide Hände abwehrend nach ihr aus.

„Ich schenke Ihnen Liebe, Pastor!“ sagte sie.

„Gehen Sie!“ flüsterte er heiser. „Gehen Sie sofort auf Ihr Zimmer!“

Sie blieb noch einen Augenblick stehen; dann erlosch der Glanz, der sie umstrahlte, sie beugte sich herab und hüllte sich in den Mantel. Und mit demselben kurzen Aufschlachten glitt sie lautlos zur Tür hinaus.

Sören Römer blieb mitten im Zimmer stehen.

Er hatte ein Gefühl, als sei er in einen Abgrund gestürzt.

So hatte sie von ihm denken können —!

Und zu dieser Person hatte er von seiner Mutter geredet!

Er hörte sie im Zimmer nebenan. Und schnell nahm er den Kandelaber und ging in seinen Altoven, dessen Tür er schloß. Wie im Fieber entkleidete er sich und ging zu Bett. Aber die Gedanken stürmten in seinem Kopf.

Das also war Jungfer Thorborg! Und an der Seite dieses Weibes war er jetzt ein ganzes Jahr dahingegangen — ohne Ahnung, wer sie war, und was sie in ihrem Wesen barg!

Bis sie sich jetzt entschleierte hatte!

Und der umhüllende, betrügerische Mantel von ihr fiel — und sie vor ihm stand, schamlos, entblökt . . . die Arme — die Brust — der starke, schlanke Hals — die nackte Haut, die goldig schimmerte — die Augen in Blut —

Ein Schmerz durchzuckte seine Seele, ein Messerstich aus Abscheu, und er preßte die Arme um seinen Kopf; der brannte und hämmerte —: Sein Gedanke verweilte mit betrügerischem Wohlbehagen bei ihrem schönen Körper, fühlte sich mit sonderbarer, verführerischer Macht hingezogen zu dieser Weiblichkeit, die er nie zuvor in seinem Leben gesehen hatte. Und er verscheuchte das Bild voller Angst.

Aber er fand keinen Frieden. Sobald er sich seinem Zorn und Kummer, seiner bitteren, jähen Enttäuschung hingab, tauchte wieder und wieder das Bild auf . . . brennend heiß und stöhnend wand er sich in seiner Not.

Es war bereits gegen Morgen, als er, ohne ein Auge geschlossen zu haben, aufstand und sich ankleidete. Er schlich hinab und aus dem Hause hinaus. Mit Sturmeschritten ging er hinüber nach den Fischbergen. Bis er zum Umsinken ermattet war. Dann kehrte er in sein Bett zurück und schlief.

*

*

*

Als er am nächsten Tage hinunterkam, war das Frühstück schon lange beendet.

„Wir waren ganz besorgt, daß der Herr Pfarrer am Ende krank geworden sei!“ sagte Madame Steenbuf. „Aber dann kam Thorborg und beruhigte uns und sagte, sie sei oben gewesen und habe den Herrn Pfarrer so schön schnarchen hören. Sie wußte auch zu berichten, daß der Herr Pastor über Nacht so unverständig lange aufgewesen sei!“

Er entschuldigte sich; er habe einen Brief an den Herrn Bischof zu schreiben . . .

„Wenn nun nur der Kaffee nicht schlecht geworden ist!“ sagte Madame Steenbuf und ging hinaus.

Nach einer Weile kam Jungfer Thorborg mit dem Kaffee.

„Guten Morgen!“ sagte sie munter.

Er wurde dunkelrot.

„Guten Morgen,“ sagte er fast unhörbar heiser.

Sie schenkte ihm ein und stellte die Kaffeekanne auf das Kohlenbecken.

„Joseph!“ rief sie ihm zu und lief zur Tür hinaus.

Der Tag verging und andere Tage folgten.

Und es war eine böse Zeit für Sören Römer.

* * *

(Fortsetzung folgt.)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichs Spiegel

Berlin, 13. März 1910.

(Der Kampf um die Wahlrechtsreform. Die fortschrittliche Volkspartei. Wahlrechtspaziergänge. Die Brüder Mannesmann.)

Was auch die Fehler des preußischen Abgeordnetenhauses sein mögen, es arbeitet jedenfalls rasch und sicher und vertut nicht die Zeit mit überflüssigen Reden. Schon ist man mit der zweiten Lesung der Wahlrechtsvorlage im Plenum beinahe fertig. Freilich kann man darüber keine reine Freude empfinden, denn trotz der schnellen und dabei keineswegs ungründlichen Durchberatung der Vorlage ist die allgemeine politische Lage zum Teil noch ungeklärt; soweit sie aber geklärt ist, sehr schwierig und unerquicklich. Für den oberflächlichen und unkundigen Beobachter zwar liegt alles außerordentlich einfach. Für die Beschlüsse der Kommission ist eine Mehrheit auch im Plenum vorhanden; diese Mehrheit, bestehend aus Konservativen, Freikonservativen und Zentrum, hat also tatsächlich ein neues Wahlgesetz geschaffen, und die Regierung brauchte nur zuzugreifen, wenn es ihr auf weiter nichts ankäme, als ihres Versprechens hinsichtlich einer Revision des Wahlrechts los und ledig zu sein. Aber eine weiterblickende Regierung kann sich auf diesen bequemen Standpunkt unmöglich stellen, wenn sie nicht die Uebelstände, mit denen wir gegenwärtig zu kämpfen haben, außerordentlich verschärfen will. Bis jetzt hat die Regierung unzweifelhaft den Willen gehabt, den Riß zwischen Konservativen und Liberalen, den die Reichsfinanzreform geschaffen hat, zu überbrücken. Ob sie zur Verwirklichung dieser Absicht seit dem vergangenen Sommer immer die richtigen Mittel gewählt hat, ist dabei wieder eine Frage für sich, die wir hier nicht erörtern wollen. Aber die Absicht, über den Parteien zu stehen und zwischen den Gegensätzen zu vermitteln, war vorhanden. Wenn jedoch das Ergebnis der zweiten Lesung der Wahlrechtsvorlage die Zustimmung der Regierung findet, dann wird im Lande niemand mehr an die soeben bezeichnete Absicht oder gar an die Selbständigkeit der Regierung glauben. Und mag eine solche Erfahrung hier Schmerz und dort Freude erregen, zum Segen kann sie unsrer politischen Entwicklung in keinem Falle gereichen. Es handelt sich hier um Erwägungen, bei denen nicht die eindringende Sachkenntnis des eingeweihten Sachmanns den letzten Ausschlag gibt — wie das selbstverständlich bei vielen Fragen

Grenzboten I 1910

66